



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2000

Wie kam die Bedeutung zur Regel?

Glock, Hans Johann

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-56251>

Journal Article

Published Version

Originally published at:

Glock, Hans Johann (2000). Wie kam die Bedeutung zur Regel? Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 48(3):429-447.

DZPhil, Berlin 48 (2000) 3, 429–447

Wie kam die Bedeutung zur Regel?

Von HANS-JOHANN GLOCK (Reading)

Natürlich greifen die Worte in das Leben der Menschen ein, natürlich gehen von ihnen mancherlei Wirkungen aus. Was wir sagen wollen, ist nur dies: Wir betrachten die Sprache nicht unter dem Gesichtspunkt eines Mechanismus, sondern unter dem eines Kalküls, eines Vorgehens nach Normen. ... In der Konzeption des psychischen Mechanismus, in dem die Sprache an dem Hebel zieht, der den Körper des anderen bewegt, tritt der Begriff der Bedeutung noch gar nicht auf. Für diesen Begriff wird erst Platz, sobald man die Sprache unter einem normativen Gesichtspunkt betrachtet. Der Begriff „Bedeutung“ wird ja ... in naturwissenschaftlichen Betrachtungen immer wie ein Fremdkörper empfunden. Und unsere Analyse zeigt, warum es so ist.¹

In der zeitgenössischen analytischen Philosophie gibt es zwei komplementäre Schlagwörter: Naturalismus und Normativität. Der Naturalismus ist das Credo der meisten amerikanischen Philosophen. In metaphilosophischer Hinsicht besagt er, dass die Philosophie sich von den Naturwissenschaften nicht qualitativ unterscheidet, sondern höchstens dadurch, dass sie die allgemeinsten und abstraktesten Strukturen der Wirklichkeit beschreibt.² Diese metaphilosophische These ist ein Spezialfall einer allgemeinen erkenntnistheoretischen These, nämlich der, dass es kein Wissen oder Verstehen gibt außer dem, das die Naturwissenschaften liefern. Diese erkenntnistheoretische These wiederum wird aus einer ontologischen These abgeleitet, der zufolge es keine übernatürliche Wirklichkeit geben kann, weswegen alle Erklärung sich auf physikalische Ereignisse beziehen muss.

Nüchtern betrachtet, sind weder der metaphilosophische noch der erkenntnistheoretische Naturalismus besonders attraktiv. Da die Physik weder an Allgemeinheit noch an

1 F. Waismann, *Logik, Sprache, Philosophie*, Stuttgart 1984, 184 f., 190 f. Dieses Buch ist in enger Zusammenarbeit mit Wittgenstein entstanden und sollte dessen Position aus den frühen Dreißigern allgemein verständlich darlegen.

2 W. V. Quine, *Word and Object*, Cambridge 1960, 161, 228 f., 254, 275 f.

Abstraktheit zu überbieten ist, müsste dem Naturalismus zufolge Philosophie auf Physik reduzierbar sein. Die meisten naturalistischen Philosophen betreiben ihr Fach aber nach gutem altem Brauch vom Lehnstuhl aus. So haben z. B. die zwei Argumente, auf die sich viele Naturalisten berufen, Quines Attacke auf die Unterscheidung zwischen analytisch und synthetisch sowie seine These von der Unbestimmtheit der Übersetzung, mit den empirischen Wissenschaften nicht das Geringste zu tun; vielmehr handelt es sich um apriorische Gedankenspiele, die von bestimmten begrifflichen bzw. meta-theoretischen Voraussetzungen getrieben werden. Das ist kein Zufall. Sowohl der Kantianismus als auch Frege haben gute Gründe angeführt, warum der Versuch, logische, semantische und epistemologische Fragen durch Psychologie oder Physiologie zu lösen, auf einen genetischen Fehlschluss hinausläuft. Und von der erkenntnistheoretischen These, Kunst, Literatur- und Sozialwissenschaften könnten nur dann Wissen verkörpern, wenn sie sich auf die Naturwissenschaften reduzieren lassen, schreibt Strawson treffend: „From such philistinism as this we can only avert our eyes“.³

Trotzdem empfinden viele analytische Philosophen den Naturalismus als plausibel, da sie nämlich keine Alternative zum ontologischen Naturalismus sehen. Descartes und Frege hatten es leichter. Sie konnten noch der Meinung sein, eine besondere philosophische Erkenntnis sei deshalb möglich, weil es nicht-physische Wirklichkeitsbereiche gebe, eine private *res cogitans* bzw. ein „drittes Reich“ jenseits von Raum, Zeit und Kausalität, das von abstrakten Entitäten bevölkert wird. Diese mentalistische bzw. platonistische Postulierung separater Welten ist aber den meisten zeitgenössischen Philosophen aus guten Gründen suspekt. Nun hat Kant eine andere Alternative zum Naturalismus angedeutet. Ihr zufolge unterscheidet sich die Philosophie von den Naturwissenschaften nicht dadurch, dass sie eine Wirklichkeit jenseits der materiellen Welt untersucht, sondern durch ihre reflektive Einstellung. Während sich die Erfahrung auf die Welt und ihre Gegenstände bezieht, hat es die Philosophie nicht mit Gegenständen irgendwelcher Art zu tun, sondern mit den „Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung“. Im Kantianismus bleibt aber unklar, worin sich diese nicht-empirischen Voraussetzungen des empirischen Wissens von den psychischen bzw. physiologischen Mechanismen unterscheiden, die von den Naturwissenschaften untersucht werden.⁴

Der von Wittgenstein initiierte *linguistic turn* versprach, dieses Problem zu lösen. Die Philosophie reflektiert nicht auf transzendente Operationen des Verstandes, sondern auf den begrifflichen Apparat, der in unseren empirischen Überzeugungen und Aussagen zur Anwendung kommt und ihnen zu Grunde liegt. Die Idee, Philosophie habe es mit Begriffen und begrifflichen Zusammenhängen zu tun, entspricht der Praxis analytischer Philosophen (Naturalisten inklusive) sehr viel besser als die naturalistische Idee, sie liefere quasinaturwissenschaftliche Kausalerklärungen der Wirklichkeit. Doch stellt sich natürlich sofort die Frage, was unter einem Begriff bzw. einer begrifflichen Untersuchung zu verstehen ist. Der *linguistic turn* besteht darauf, dass Begriffe weder mentale Vorkommnisse noch abstrakte Entitäten sind. Einen Begriff zu haben heißt vielmehr nichts anderes, als die

³ Entity and Identity, Oxford 1997, 35.

⁴ Mehr dazu in: H. J. Glock, Vorsprung durch Logik: the German Analytic Tradition, in: Post-Kantian German Philosophy, hg. v. A. O'Hear, Cambridge 1999.

sprachliche Bedeutung eines entsprechenden Ausdruckes zu verstehen. Und die Bedeutung eines Ausdrucks *A* ist ihrerseits gegeben durch die Regeln seines Gebrauchs.

Genau an diesem Punkt betritt unser zweites Schlagwort die Bühne. Sowohl bei Wittgenstein als auch bei den von ihm angeregten Strömungen des logischen Empirismus und der Begriffsanalyse befasst sich die Philosophie mit sprachlichen Regeln (wenngleich auch mit unterschiedlichen Zielsetzungen). Solche Regeln sind aber normativ. Sie stellen nicht einfach fest, dass ein Ausdruck *A* tatsächlich auf die und die Weise gebraucht wird, und liefern auch keine Kausalerklärung dafür, dass *A* so gebraucht wird, bzw. welche Folgen sein Gebrauch hat. Vielmehr legen sie fest, unter welchen Umständen *A* sinnvoller bzw. korrekterweise verwendet werden kann.

Es ist nicht verwunderlich, dass die Idee solcher Sprachregeln von Naturalisten, allen voran Quine, auf ebenso rigoreuse wie einfallsreiche Weise angegriffen worden ist. Ihr Ziel ist es, die Semantik zu naturalisieren.⁵ Auch außerhalb der Sprachphilosophie, auf Gebieten wie Ethik, Handlungstheorie und Erkenntnistheorie, bestreitet der Naturalismus, dass es so etwas wie Normen gibt, die sich nicht auf naturgesetzliche Kausalzusammenhänge reduzieren lassen. Dabei spielt wiederum die Ablehnung übernatürlicher Wirklichkeitsbereiche und Ursachen die entscheidende Rolle. Menschliches Denken, Handeln und Sprechen sind nun einmal Teil der kausalen Ordnung; sie können daher, so wird gefolgert, nicht anders angemessen thematisiert werden als andere natürliche Phänomene, nämlich durch die kausalen Erklärungen der Naturwissenschaften.

Gegen diese Behauptung stellt sich nun eine ansonsten sehr diverse Gruppe von Philosophen, die sich um das Banner der Normativität scharen. Sie umfasst unter anderen den späten Wittgenstein, Sellars, Davidson, Putnam und McDowell, sowie deren Anhänger. Allen gemeinsam ist eine Grundvorstellung, die ich als begrifflichen Dualismus bezeichnen möchte. Man kann diese Vorstellung als Antwort auf ein kantisches Problem auffassen: Wie können wir Menschen uns sowohl als Teil der kausalen Naturordnung verstehen, als auch als Wesen, die zum vernünftigen Handeln fähig sind? Der begriffliche Dualismus stimmt dem ontologischen Naturalismus zu in der Ablehnung übernatürlicher Gegenstände und Ursachen (Gottheiten, cartesianische Seelen, abstrakte Entitäten). Zugleich besteht er jedoch darauf, dass sich das menschliche Denken und Handeln nicht nur aus der Perspektive der Naturwissenschaften erfassen lässt, sondern auch von einer rationalen Perspektive, als etwas, das bestimmten normativen Begriffen und Erwartungen unterworfen ist. In der Tat, nur aus dieser Perspektive lässt sich menschliches Denken und Handeln angemessen, d. h. in seiner eigentümlichen Natur, erfassen. Unser Denken und Handeln ist nicht nur ein Naturereignis; es steht, um Sellars Worte zu gebrauchen, in einem „logical space of reasons“.⁶

Was das Thema der sprachlichen Bedeutung anbelangt, ist die Frage der Normativität hauptsächlich durch Kripkes *Wittgenstein on Rules and Private Language* ins Rampenlicht gerückt. Kripkes faszinierendes und einfallsreiches Buch ist als Interpretation unhaltbar, da Wittgenstein nachweislich keinen Regelskeptizismus und m. E. auch keine kommunitaristi-

5 Einen Überblick bietet B. Loewer, *A Guide to Naturalizing Semantics*, in: *A Companion to the Philosophy of Language*, hg. v. B. Hale und C. Wright, Oxford 1997.

6 *Science, Perception and Reality*, London 1963, 49.

sche Auffassung von Regelfolgen vertreten hat.⁷ Aber bezüglich der normativen Dimension der Bedeutung hat Kripke Wittgenstein genau verstanden und kompetent verteidigt.

In diesem Aufsatz möchte ich die von Wittgenstein und Kripke diagnostizierte Normativität von Sprache beleuchten. Ich möchte zeigen, dass die Bedeutung zur Regel nicht so kam wie Maria zum Kinde, sondern als Resultat rational nachvollziehbarer Schritte. Dabei beanspruche ich allerdings weder, diese Schritte gegen alle möglichen Einwände zu verteidigen, noch die Beziehung von Bedeutung und Regel genau präzisiert zu haben. Was das Verhältnis von Wortbedeutung, Satzsinne und Äußerungsbedeutung anbelangt sowie das Verhältnis von konventioneller zu Sprecherbedeutung, wird vieles offen gelassen. Es soll aber klar werden, dass die normativistische Auffassung von Sprache ein vielversprechender Ausgangspunkt bleibt. Die skizzierte Position ist in ihren Grundzügen von Wittgenstein geprägt, macht aber auch von anderen Philosophen Gebrauch (Austin, Ryle, Grice, Strawson, Searle, Davidson, von Wright, Dummett, Hacker, von Savigny). Eine Entschuldigung für diesen schamlosen Eklektizismus ist, dass sich scheinbar disparate Ideen zu einem kohärenten Bild fügen lassen. Sprachliche Normativität hat neben lautstarken Feinden eben auch einige einflussreiche und zum Teil unerwartete Freunde.

Der erste Schritt hin zu einer normativistischen Sprachauffassung ist die Kritik der gegenständlichen Bedeutungstheorie und der Alternativvorschlag, die Bedeutung eines Ausdrucks sei sein Gebrauch (I.). Der nächste Schritt ist die Idee, dass der für die Bedeutung von Ausdrücken relevante Begriff von Gebrauch normativ sein muss, eine Idee, die sich aus der Kritik naturalistischer Bedeutungstheorien (kausaler, dispositionaler und teleologischer Art) ergibt (II.). Im dritten Abschnitt geht es dann darum, wie der Zusammenhang von Bedeutung und Sprachregeln genau zu verstehen ist, und wie solche Sprachregeln aussehen. Im vierten Abschnitt wende ich mich der Frage zu, welche Rolle diese Regeln in der sprachlichen Praxis haben bzw. haben können. Im letzten Abschnitt erwähne ich kurz einige der vielen offenen Probleme.

I. Bedeutung versus Bezug

Der erste Schritt des Normativismus richtet sich gegen Mentalismus und Platonismus. Gemäß einer alten, aber nicht unbedingt ehrwürdigen Auffassung, hat jeder sinnvolle Ausdruck eine Bedeutung, und diese Bedeutung ist einfach der Gegenstand, auf den sich der Ausdruck bezieht. Und da sich zumindest bei manchen Ausdrücken kein materieller Gegenstand anbietet, kommt man zu dem Schluss, die Bedeutung von Ausdrücken seien mentale Vorkommnisse oder abstrakte Entitäten. Diese gegenständliche Auffassung von Bedeutung ist von Wittgenstein, Ryle und Quine einer vernichtenden Kritik unterworfen worden. Sie ist u. a. deshalb unhaltbar, weil erstens viele Typen von Ausdrücken – Interjektionen, Präpositionen, Adverbien, und synkategorematische Ausdrücke (Artikel, Konjunktionen, Quantoren), Sätze – nicht Namen von Gegenständen irgendwelcher Art sind. Zweitens ist selbst bei Ausdrücken, die im Prinzip für Gegenstände stehen, notabene bei singulären Termini, die Bedeutung nicht mit dem Bezug identisch:

7 Siehe G. P. Baker/P. M. S. Hacker, *Scepticism, Rules, and Language*, Oxford 1984; C. McGinn, *Wittgenstein on Meaning*, Oxford 1984.

- zwei Ausdrücke können sich auf denselben Gegenstand beziehen, ohne dieselbe Bedeutung zu haben (z. B. ‚der Morgenstern‘ und ‚der Abendstern‘).
- ein singulärer Terminus braucht nicht für einen tatsächlich existierenden Gegenstand zu stehen, sonst müsste eine Aussage wie ‚Prinzessin Diana ist gestorben‘ sinnlos sein.
- die Identifizierung der Bedeutung mit dem Bezug ist ein Kategorienfehler: Ich kann der Person nachtrauern, auf die sich der Ausdruck ‚die verstorbene Gemahlin von Prinz Charles‘ bezieht, nicht aber seiner Bedeutung.

Was bedeutungsvolle Zeichen von bedeutungslosen Lauten unterscheidet, ist demnach nicht, dass Erstere im Gegensatz zu Letzteren mit bestimmten mentalen oder abstrakten Gegenständen assoziiert sind.

Die Alternative zu dieser gegenstandstheoretischen Vorstellung findet sich in Wittgensteins berühmtem Slogan: „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“.⁸ Diese Behauptung ist zunächst einleuchtend:

- i. ob ein Ausdruck wie ‚sesquipedalian‘ in einer bestimmten Sprache etwas bedeutet, hängt davon ab, ob er in dieser Sprache eine Verwendungsweise hat;
- ii. was ein Wort bedeutet, hängt davon ab, wie es verwendet wird;
- iii. wir erlernen die Bedeutung von Wörtern, indem wir lernen, sie zu verwenden, ebenso wie wir das Schachspielen nicht dadurch erlernen, dass wir den Figuren Gegenstände zuordnen, sondern dadurch, dass wir lernen, sie zu ziehen.

Diese Punkte scheinen allerdings mit gewissen sprachphilosophischen Positionen unvereinbar. Wenn eine Sprache ein Organ im Gehirn ist, oder eine abstrakte Entität, welche Zeichenfolgen auf Bedeutungen abbildet, wie Chomsky bzw. Lewis behaupten, dann ist ob und was ein Zeichen bedeutet von seinem Gebrauch unabhängig. Bei diesen Positionen handelt es sich jedoch nicht um Versuche, unseren Begriff der Sprache und den dazugehörigen Begriff der Bedeutung zu beleuchten, sondern um (mehr oder weniger explizite und mehr oder weniger gut motivierte) Stipulationen neuer Begriffe. Von Sprache(n) in diesem Sinn braucht nicht zu gelten, was von Sprachen im herkömmlichen Sinn gilt, z. B. dass es sich bei Deutsch, Englisch und Chinesisch um Sprachen handelt, oder dass Sprachen entstehen, sich verändern und aussterben können.

Gleichzeitig entspricht die Gebrauchstheorie einem Gemeinplatz, der mindestens bis Aristoteles zurückgeht und auch von Lewis unterschrieben wird.⁹ Sprachliche Bedeutung ist eine Sache von Konventionen: Es ist prinzipiell willkürlich, welchem Ausdruck eine Sprachgemeinschaft welche Bedeutung gibt. Im Deutschen bedeutet ‚bald‘ so viel wie ‚binnen kurzem‘. Wir könnten dazu aber auch einen anderen Ausdruck verwenden, wie es in anderen Sprachen ja der Fall ist (‚soon‘ im Englischen, ‚bientôt‘ im Französischen), oder ‚bald‘ mit einer anderen Bedeutung gebrauchen, wie es Sprecher des Englischen tun. Es gibt zwar onomatopoetische Ausdrücke. Aber sie sind eine seltene Ausnahme, und selbst bei ihnen ist der Zusammenhang zwischen Wort und Bedeutung nicht automatisch: so machen

⁸ Philosophische Untersuchungen, Frankfurt/M. 1984, § 43.

⁹ Convention, Blackwell 1969, 1 f., 70. Vgl. Lewis, Philosophical Papers, Vol. 1, Oxford 1983. Konsistenterweise muss Lewis' Position also so formuliert werden: Konventionell ist nicht Bedeutung, sondern vielmehr, dass wir einer prä-existenten Bedeutung einen bestimmten Ausdruck zuordnen.

z. B. deutsche Hähne ‚kikeriki‘, schweizer ‚güggerügü‘, französische ‚coquerico‘, britische ‚cock-a-doodle-doo‘ und russische ‚kukareku‘. Wörter haben demnach keine intrinsische Bedeutung, sondern die Bedeutung, die ihnen Sprecher gegeben haben.¹⁰

Dennoch ist die Gebrauchstheorie der Bedeutung problematisch. Denn der Begriff der Bedeutung und der Begriff des Gebrauchs decken sich nur teilweise.

- (a) der Gebrauch eines Wortes kann in Mode sein, etwas über den Sprecher aussagen oder von Gesten begleitet werden, nicht jedoch seine Bedeutung;
- (b) es gibt Ausdrücke, die zwar einen Gebrauch haben, aber keine Bedeutung (z. B. ‚Ab-rakadabra‘ oder das Englische ‚tally-ho‘);
- (c) zwei Ausdrücke können dieselbe Bedeutung haben, ohne dieselbe Verwendungsweise zu haben (z. B. ‚Polizist‘ und ‚Bulle‘).

(a) zeigt, dass es auch zwischen ‚Gebrauch‘ und ‚Bedeutung‘ kategoriale Unterschiede gibt; (b), dass der Begriff des Gebrauchs *weiter* ist als derjenige der Bedeutung; (c), dass nicht alle Aspekte des Gebrauchs bedeutungsrelevant sind. Wittgenstein war sich übrigens dieses Umstandes bewusst. Mit Bezug auf eine hypothetische Sprache, in der ein Werkzeug an verschiedenen Wochentagen unterschiedliche Bezeichnungen hat, bemerkt er: „Nicht jeder *Gebrauch*, willst Du sagen, ist eine Bedeutung“.¹¹

Bedeutung kann also nicht einfach mit Gebrauch gleichgesetzt werden. Dennoch kann man an der These festhalten, dass der Gebrauch eines Ausdrucks seine Bedeutung im logischen Sinne bestimmt, ebenso wie bei Frege der Sinn den Bezug bestimmt. Bedeutungs-gleichheit ist zwar mit unterschiedlichen Gebrauchsweisen vereinbar, nicht jedoch Gleichheit des Gebrauchs mit unterschiedlicher Bedeutung. Deshalb lässt sich aus dem Gebrauch eines Ausdrucks seine Bedeutung ablesen, aber nicht umgekehrt.

Damit stellt sich jedoch sofort die Frage, welche Aspekte des Gebrauchs eines Ausdrucks für seine Bedeutung maßgebend sind. An diesem Punkt weicht die normativistische Auffassung von der naturalistischen ab. Naturalistische Versionen einer Gebrauchstheorie sind behaviouristische bzw. kausale Theorien der Bedeutung, wie sie u. a. von Ogden und Richards, Skinner, Stevenson und Quine vertreten worden sind. Diese Theorien behaupten, am Sprachgebrauch seien ausschließlich die kausalen Beziehungen zwischen Reiz und verbaler Reaktion von Bedeutung. Gegen diese Theorien nun führt die normativistische Auffassung die Idee sprachlicher Regeln ins Feld.

II. Bedeutung versus Kausalität

Die Idee, Sprache sei von Regeln strukturiert, ist natürlich nicht neu. Sie liegt z. B. der Disziplin der Grammatik zu Grunde, gleich ob in der traditionellen Schulgrammatik oder in der modernen Linguistik. Die Entwicklung moderner logischer Kalküle mit Formations- und Transformationsregeln hat diese Idee zusätzlich beflügelt, insbesondere da viele Philosophen und Linguisten meinen, solche präzisen und aufzählbaren Regeln lägen nicht nur den künstlichen Sprachen der Logik zu Grunde, sondern auch den natürlichen Sprachen.

10 Wittgenstein, *The Blue and Brown Books*, Oxford ²1960, 27 f.

11 Letzte Bemerkungen zur Philosophie der Psychologie, Frankfurt/M. 1984, § 289; Vgl. auch B. Rundle, *Wittgenstein and Contemporary Philosophy of Language*, Oxford 1990, Kap. 1.

In der von Wittgenstein durchgeführten Kritik an kausalen Bedeutungstheorien begegnet uns aber eine neue Idee: logische und sprachliche Regeln unterscheiden sich von Kausalgesetzen durch ihren spezifisch normativen Charakter.¹² Wenn wir sagen, ‚Diese Wolken bedeuten Regen‘ oder ‚Diese Flecken bedeuten Masern‘, so handelt es sich um natürliche Bedeutung. Flecken sind Anzeichen von Masern, da zwischen beiden eine kausale Beziehung besteht. Sagen wir dagegen ‚Das lateinische Wort „pluvia“ bedeutet „Regen“‘ oder ‚Ihre Bemerkung bedeutet, dass Du die Türe schließen sollst‘, so handelt es sich um nicht-natürliche Bedeutung.¹³ Diese Art der Bedeutung kann jedoch nicht kausal erklärt werden. Zwar beinhaltet das anfängliche Erlernen der Sprache eine Art Abrichtung, die in manchen Punkten der Einrichtung eines kausalen Mechanismus zwischen Reizen und Reaktionen ähnelt. Die Ursachen und Wirkungen des Gebrauchs bestimmen aber weder, *ob* ein Zeichen Bedeutung hat, noch, *welche* Bedeutung es hat.

Die nicht-natürliche Bedeutung eines Ausdrucks *A* kann nicht mit den Umständen identifiziert werden, welche Sprecher dazu bewegen, *A* zu äußern. Sprachliches Verhalten ist nicht strikt konditioniert, und dass Sprecher eine Äußerung von *A* machen bzw. unterlassen, hängt oft von Motiven ab, die nichts mit der Bedeutung von *A* zu tun haben. Dass die wenigsten Briten Prinz Philip als ‚racist‘ bezeichnen würden, liegt weder an der Bedeutung des Ausdrucks noch an Prinz Philip, sondern daran, dass sich die Sprecher an bestimmte soziale Regeln halten.

Die Bedeutung von *A* kann auch nicht mit der Wirkung gleichgesetzt werden, die seine Äußerung bei Hörern bewirkt. Wenn ich sage ‚Milch mir Zucker‘, so mag dies sehr wohl eine Wirkung haben, z. B. die, dass mich der Hörer anstarrt und den Mund aufsperrt. Daraus folgt jedoch weder, dass ‚Milch mir Zucker‘ eine nicht-natürliche Bedeutung hat, noch dass es die Bedeutung hat ‚Starr mich an und sperre den Mund auf!‘.¹⁴ Beides folgt auch dann nicht, wenn sich dieser amüsante Effekt wiederholen lässt. Es folgt selbst dann nicht, wenn ich diese Zeichenfolge mit der Absicht äußere, beim Hörer diese Reaktion hervorzurufen. Bedeutung ist weder die tatsächliche noch die vom Sprecher beabsichtigte Wirkung.

Dieser Punkt lässt sich durch J. L. Austins Unterscheidung zwischen illokutionärer Kraft und perlokutionärem Effekt illustrieren. Indem ein Sprecher etwas sagt, Austin nennt dies den lokutionären Akt, vollzieht er immer zugleich auch einen illokutionären Akt, d. h. einen Sprechakt einer bestimmten Art.¹⁵ Welchen Sprechakt er vollzieht, hängt dabei sowohl vom Sinn des Satzes ab als auch von der Art der Äußerungsumstände. Es ist aber allgemeinen sprachlichen Konventionen unterworfen. Dagegen ist der perlokutionäre Effekt

12 Wittgenstein Philosophische Grammatik, Frankfurt/M. 1984, 68 f., 187–92; Waismann, Logik, Sprache, Philosophie, Kap. V–VI.

13 Diese Unterscheidung findet sich erstmals bei P. Grice, *Studies in the Way of Words*, Harvard 1989, Kap. 14. Sie geht auf eine ältere Unterscheidung zwischen Anzeichen und Zeichen zurück. Siehe: Logik, Sprache, Philosophie, 188–91; E. von Savigny, *Zum Begriff der Sprache*, Stuttgart 1984, § 1.

14 Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, § 498; siehe auch Grice, *Studies in the Ways of Words*, 215 f.

15 Austin, *How to Do Things with Words*, Oxford 1975, Kap. VIII–IX, besonders 98, 103, 121 f. Allerdings bezieht sich Austins Betonung des konventionellen Charakters des illokutionären Aktes oft auf außersprachliche Konventionen. Siehe dazu P. F. Strawson, *Logico-Linguistic Papers*, London, 1971, Kap. 8.

die Wirkung bei den Hörern, welche der Sprechakt in einer speziellen Situation bei bestimmten Hörern entfaltet. Dieser Effekt hängt nicht von allgemeinen Konventionen ab, sondern von den besonderen Umständen der Äußerung (z. B. von der Veranlagung des Hörers und seinem Verhältnis zum Sprecher). So ist z. B. die illokutionäre Kraft der Äußerung ‚Dich werd ich erwürgen‘ unter normalen Umständen der einer scherzhaften Drohung oder Ermahnung. Dagegen kann ihr tatsächlicher oder intendierter perlokutionärer Effekt variieren, z. B. zwischen Einschüchterung, Beleidigung oder sogar Ermunterung.

Etwas anders liegt der Fall, wenn die Absicht nicht die Reaktion auf eine bestimmte Äußerung betrifft, sondern die Etablierung einer allgemeinen Verbindung zwischen Zeichen und Reaktion. Wir könnten z. B. ein Tier darauf abrichten, auf den Satz ‚Gib mir den Zucker!‘ hin dem Sprecher den Zucker zu geben, oder eine Maschine konstruieren, die durch diesen Satz dazu gebracht wird, dies zu tun. Dennoch besagen die beiden folgenden Sätze nicht dasselbe:

- (1) ‚Gib mir den Zucker!‘ bedeutet den Befehl, dem Sprecher den Zucker zu geben.
- (2) Das Tier ist so abgerichtet (die Maschine so konstruiert), dass ‚Gib mir den Zucker!‘ es dazu bewegt, dem Sprecher den Zucker zu geben.

(2) prognostiziert, was geschehen wird, und kann nur durch zukünftige Erfahrung bestätigt werden. Der Wahrheitswert von (1) ist hingegen von dem Wahrheitswert dieser Prognose unabhängig.

Die kausale Theorie impliziert, dass man einen Befehl nicht verstehen kann, ohne ihn auszuführen, da in diesem Fall der Befehl nicht die bezweckte Wirkung zeitigt. Der Kausaltheoretiker könnte darauf antworten, dass ein Befehl deswegen nicht unbedingt ausgeführt zu werden braucht, weil er nur ein *Teil* der Kausalkette ist, die zu seiner Befolgung führt. Vor allem muss der Angesprochene die Disposition haben, den Befehl zu befolgen. Aber diese Replik bleibt erfolglos. Es ist *logisch möglich*, dass der Befehl selbst dann nicht befolgt wird, wenn alle anderen Glieder der Kette funktionieren. Selbst das am besten dressierte Tier und die perfektste Maschine können versagen. Das heißt aber noch lange nicht, dass in einem solchen Fall ‚Gib mir den Zucker!‘ etwas anderes bedeutet, als den Befehl, dem Sprecher den Zucker zu geben.

Der Kausaltheoretiker kann sich nicht mit dem Hinweis darauf retten, dass in diesem Fall der Mechanismus gestört und die Kausalkette abweichend ist. Denn wenn er die Bedeutung des Befehls über die normale Wirkung definiert, dann stellt sich die Frage, was hier der Maststab für ‚normal‘ ist. Und die einzige Antwort, die nicht wieder Gegenbeispiele heraufbeschwört, verweist auf die Bedeutung des Befehls. Die normale Wirkung muss die Wirkung sein, die der Befehl bei jemandem hat, der ihn *versteht* und befolgt. Es ist also die Handlung, die auf Grund der Bedeutung von ‚Gib mir den Zucker!‘ als Befolgung des Befehls gilt. Die Bedeutung einer Äußerung hängt davon ab, wie sie zu verstehen ist, nicht davon, wie man auf sie reagiert. Die Bedeutung von ‚Gib mir den Zucker!‘ wird durch bestimmte Konventionen festgelegt, die bestimmen, was als Ausführung des Befehls gilt, unabhängig von seinen prognostizierten, erwünschten oder tatsächlichen Wirkungen.

Diese Normativität spielt auch in Wittgensteins Regelbetrachtungen eine entscheidende Rolle. Gemäß einer dispositionalistischen Auffassung besteht das Verstehen einer Regel bzw. eines Ausdrucks in einer Disposition, d. h. in einem bestimmten kausalen Mechanismus. Aber dass ‚1002‘ die richtige Fortsetzung der Reihe ‚2, 4, 6, ..., 998, 1000‘ ist, bedeutet

nicht, dass es die Fortsetzung ist, die ein Computer wählen würde, oder die, zu welcher ich prädisponiert bin. Vielmehr entscheiden wir unter Bezug auf die Regel, ob der Computer *richtig* funktioniert und ob ich die Disposition habe, den *richtigen* Schritt zu vollziehen. Auch dass der Lehrer seine Instruktion ‚+2‘ so gemeint hat, dass der Schüler die Reihe mit ‚1002‘ fortsetzen soll, ist keine kontrafaktische Aussage der Form: ‚Hätte man den Lehrer gefragt, wie der Schüler fortsetzen soll, so hätte er „1002“ gesagt‘. Denn im Gegensatz zur ersten Aussage ist die zweite eine empirische Hypothese. Wenn wir behaupten, ‚1002‘ sei der richtige Schritt, so sagen wir nicht voraus, dass Mensch oder Maschine zu diesem Resultat gelangen werden, wir *stipulieren* vielmehr, dass die Regel verletzt worden ist, wenn sie es nicht tun.

Die Beziehung zwischen einer Regel und ihrer Anwendung, zwischen einem Befehl und seinen Befolgebungsbedingungen, zwischen einer Behauptung und ihren Wahrheitsbedingungen, ist keine kausale und damit *externe*, sondern eine logische und damit *interne*. Sie besteht notwendigerweise, da sie für die Relata konstitutiv ist. Eine Regel, deren Anwendung an der 501. Stelle nicht ‚1002‘ ist, ist ganz einfach nicht die Regel +2, ein Befehl, dessen Befolgung nicht im Bringen von Milch besteht, ist ganz einfach nicht der Befehl, Milch zu bringen, und eine Aussage, die nicht von dem Sachverhalt, dass Paris in Frankreich ist, bewahrheitet wird, ist einfach nicht die Aussage, dass Paris in Frankreich ist.

Für die Frage der sprachlichen Bedeutung ziehen Wittgenstein und Kripke daraus dieselbe Schlussfolgerung. Was ein Ausdruck im Mund eines Sprechers oder einer Sprachgemeinschaft bedeutet, kann demnach nicht erklärt werden unter Verweis auf eine bloße Disposition, den Ausdruck so oder so zu verwenden. Dass Sprecher dazu prädisponiert sind, einen Ausdruck *A* auf bestimmte Weise zu verwenden, bedeutet nicht, dass sie *A* *korrekt* verwenden, d. h. im Einklang mit einer vorgängigen Absicht oder Regel.¹⁶ Interessanterweise schließt sich auch Davidson dieser normativistischen Kritik am Dispositionalismus an. Er weist darauf hin, dass die Fähigkeit zur Diskriminierung zwischen Dingen verschiedener Art nicht für die Fähigkeit zur begrifflichen Klassifikation ausreicht, selbst dann nicht, wenn sie konditioniert ist. Bei der erlernten Fähigkeit einer Ratte, zwischen verschiedenen Geräuschen zu unterscheiden, handelt es sich um eine bloße Disposition, ‚and dispositions, as Wittgenstein emphasized, have no normative force‘. Sie beinhalten nicht die Fähigkeit, einen *Fehler als solchen zu erkennen*, und unterliegen daher nicht der Unterscheidung zwischen korrekter und inkorrektur Klassifikation.¹⁷

Diese Kritik an kausalen Auffassungen ist m.E. zwingend. Sie trifft im Übrigen nicht nur kausale und dispositionale, sondern auch teleologische Theorien der Bedeutung. Für die teleologische Theorie besteht grob gesprochen die Bedeutung einer Äußerung nicht in ihren tatsächlichen oder vom Sprecher beabsichtigten Ursachen und Wirkungen, sondern in den Umständen, welche die Äußerung verursachen würden, sofern der biologische Mechanis-

16 Wittgenstein on Rules and Private Languages, Oxford 1982, 22–37.

17 Seeing Through Language, in: Thought and Language, hg. v. J. Preston, Cambridge 1997, 24 f. Davidson zieht aus dieser wichtigen Einsicht den Schluss, nur sprachbegabte Lebewesen verfügen über Begriffe. Zur Kritik daran siehe H. J. Glock, Animals, Thoughts and Concepts, in: Synthese 123, 2000. Diese Frage ist aber unerheblich für die Normativität sprachlicher Klassifikation.

mus, der sie produziert, seine biologische Funktion erfüllt.¹⁸ Aber die Beziehung zwischen einem Satz und diesen Umständen ist extern. Es kann evolutionär z. B. von Vorteil sein, wenn eine Äußerung, „dass p “, nicht einfach mit dem Umstand „dass p “, kovariiert, sondern mit dem Umstand, dass p oder q . Die feinere Unterscheidung mag den Aufwand nicht lohnen. Für einzelne Urgermanen könnte es daher z. B. von Vorteil gewesen sein, ‚Da ist ein Bär‘ nicht nur in Anwesenheit eines Bären zu äußern, sondern bereits dann, wenn da etwas im Gebüsch raschelt. Trotzdem hat diese Äußerung nicht den Inhalt ‚Entweder ist da ein Bär oder es raschelt etwas im Gebüsch‘. Und wenn eine Ratte es unterlässt, zwischen verschiedenen Geräuschen zu unterscheiden, begeht sie auch dann keinen Fehler in dem von Davidson angemahnten normativen Sinne, wenn dadurch ihre biologische Fitness sinkt.

III. Bedeutung und Regel

Der Begriff der sprachlichen Bedeutung ist demnach kein kausaler, sondern ein normativer. Wie aber lässt sich diese normative Dimension genau beschreiben? Wittgenstein tut dies, indem er die Normativität von Bedeutung über die von Regeln erklärt. Zwischen den Begriffen der Bedeutung und der Regel „besteht eine Entsprechung“, weil die Bedeutung eines Ausdrucks „die Art seiner Verwendung“ ist. Diese Bedeutung wird „bestimmt“, „festgelegt“ oder „konstituiert“ durch die Regeln seines Gebrauchs. Wären die Regeln für den Gebrauch von A andere, so hätte A eine andere Bedeutung; und in einer Sprache, in der es keine Regeln für die Verwendung von A gibt, hat dieser Ausdruck auch keine Bedeutung.¹⁹

Diese Position löst einige der Probleme, mit der sich die Gebrauchstheorie in Abschnitt I konfrontiert sah. Zum einen ist der begriffliche Abstand von ‚Art der Verwendung/Art des Gebrauchs‘ zu ‚Bedeutung‘ noch kleiner als der von ‚Verwendung/Gebrauch‘ zu ‚Bedeutung‘: die Art der Verwendung eines Ausdrucks kann z. B. ebenso wenig etwas über einen Sprecher aussagen oder von Gebärden begleitet werden wie seine ‚Bedeutung‘. Zwar kann auch eine Art der Verwendung aussterben, im Gegensatz zu einer Bedeutung. Aber es wäre übertrieben zu erwarten, dass zwei Ausdrücke in allen Kontexten *salva significatione* austauschbar sind.

Zudem begegnet der Verweis auf Regeln dem ebenso populären wie kurzsichtigen Einwand, die Bedeutung eines Ausdrucks könne nicht in seiner Verwendung bestehen, weil Ausdrücke ja auch falsch verwendet werden. Die Bedeutung eines Ausdrucks ist sein Gebrauch in der Sprache, nicht sein Missbrauch. Sie ist das, „was die Erklärung der Bedeutung erklärt“, nämlich wie der Ausdruck verwendet werden kann.²⁰ Schließlich sind die Sprachregeln, welche die Bedeutung bestimmen, keine sozio-linguistischen Normen, die z. B. festlegen, unter welchen Umständen man besser von Bullen anstatt von Polizisten redet. Sie sind Maßstäbe für den sinnvollen bzw. richtigen Gebrauch der Ausdrücke.

18 Wie z. B. in R. G. Millikan, *Language, Thought, and Other Biological Categories*, Cambridge/Massachusetts 1984.

19 Über Gewißheit, Frankfurt 1984, §§ 61 f.; *Philosophical Occasions*, Indianapolis 1993, 51; *Philosophische Grammatik*, 184 f.

20 *Philosophische Untersuchungen*, § 560.

Sinnvoll bzw. richtig bedeutet hier nicht so viel wie wahr. Man kann einen Ausdruck sinnvoll, d. h. nach Wittgenstein im Einklang mit sprachlichen Regeln, verwenden, ohne etwas Richtiges, d. h. Wahres zu sagen. Allerdings besteht zwischen beiden ein Zusammenhang. Man kann einen Ausdruck nicht sinnvollerweise auf Gegenstände anwenden, auf die er nicht wahrerweise angewandt werden *kann*. Aus dem selben Grund gibt es auch Situationen, in denen der Unterschied zwischen Sinn und Wahrheit aufgehoben ist. Man kann von einem Ball sinnvoller aber falscherweise behaupten, er sei rot. Behauptet aber ein Normalsichtiger unter normalen Umständen von einem vor ihm liegenden weißen Ball, er sei rot, dann ist diese Äußerung (sofern sie aufrichtig war) nicht nur falsch, sondern sinnlos; sie zeigt dann, dass der Sprecher den Ausdruck ‚rot‘ missverstanden hat.

Die Unterscheidung zwischen Bedeutung und Wahrheit, Sinnlosigkeit und Falschheit ist für Wittgenstein und die Tradition der Begriffsanalyse fundamental. Hier scheiden sich auch die Geister mit Davidson. Davidson ist ein *Normativist*. Sein anomaler Monismus ist eine paradigmatische Kombination von begrifflichem Dualismus und ontologischem Monismus. Außerdem besteht Davidson darauf, dass man sprachliches Verhalten normativ beurteilen können muss. Denn Verhalten, das bestimmten Rationalitätsnormen nicht genügt, kann nach seiner Auffassung des berühmten ‚principle of charity‘ gar nicht als intentionales Handeln oder als Sprechen gelten. Andererseits ist Davidson aber kein Vertreter einer *normativistischen Sprachkonzeption* in dem von mir verteidigten Sinn, denn er bestreitet, dass man Sprache durch Bezug auf bedeutungskonstitutive Regeln erklären kann.²¹

Für Davidson spielen sich normative Beurteilungen alle auf einer Ebene ab, nämlich der von Wahrheit und Rationalität. Wittgenstein und Ryle zufolge gibt es dagegen zwei Ebenen normativer Einschätzung, die von Wahrheit und Begründung auf der einen, die von Sinn bzw. Bedeutung auf der anderen. Die Frage des Sinns ist dabei *grundlegender* als die Fragen der Wahrheit und der Begründung. Nur bei Äußerungen, die den sprachlichen Regeln genügen, kann sich die Frage der Wahrheit oder Falschheit überhaupt stellen, und Ähnliches gilt für die Frage der Begründung.

(3) Alle Junggesellen sind depressiv

ist sinnvoll, aber falsch. Dagegen ist

(4) Alle Junggesellen sind Primzahlen

weder wahr noch falsch, sondern ein sinnloser Kategorienfehler. Er verletzt zwar weder die Regeln der Schulgrammatik, noch verwendet er sinnloses Vokabular. Aber er verknüpft Zeichen in einer Weise, die den Regeln ihres sinnvollen Gebrauchs zuwiderläuft. Bedeutungskonstitutive Regeln gehen empirischen Aussagen sowie anderen Sprechhandlungen

21 Ich bezweifle allerdings, dass diese Ablehnung mit anderen Teilen von Davidsons Sprachphilosophie vereinbar ist. Selbst laut *A Nice Derangement of Epitaphs* (in: Truth and Interpretation, hg. v. E. LePore, Oxford 1986) verstehen wir andere Sprecher dadurch, dass wir ihnen (ständig wechselnde) Tarski'sche Wahrheitstheorien zuschreiben. Es ist aber schlecht einzusehen, wie es eine Tarski-Theorie ohne Regeln geben kann. In welchem Sinn solche Regeln das Handeln der Sprecher anleiten, ist eine andere Frage, die in Abschnitt IV zur Sprache kommt.

„voraus“. Sie gehören nicht zu den Zügen des Sprachspiels, sondern zu dessen „Vorbereitung“. Denn sie bestimmen, was in einer Sprache überhaupt sinnvoll gesagt werden kann.²²

Davidson hingegen schließt sich an diesem Punkt seinem Lehrer Quine an. Quine zufolge gibt es keine Unterscheidung zwischen Zeichenkombinationen, die bloß falsch sind, weil sie den Tatsachen widersprechen, und solchen, die unsinnig sind, weil sie sprachliche Regeln verletzen. Demnach gibt es auch keinen Unterschied zwischen sprachlichen Regeln, die festlegen, was in einer Sprache gesagt werden kann, und kontingenten Aussagen darüber, was der Fall ist. Mit diesem bedeutsamen Argument kann ich mich hier nicht auseinandersetzen. An anderer Stelle habe ich allerdings versucht zu zeigen, dass eine Unterscheidung zwischen kontingenten Sätzen und Sprachregeln unabdingbar ist, weil sonst der Gebrauch von Wörtern beliebig und damit gehaltlos würde. Ein Wort hat nur insofern Bedeutung, als seine Anwendung geregelt ist, und d. h. u. a., dass sie mit der anderer Wörter unvereinbar ist.²³ In einer Sprachgemeinschaft, in der (4) zulässig ist, bedeuten entweder ‚Junggeselle‘ oder ‚Primzahl‘ etwas anderes, und wenn in ihr ‚Junggeselle‘ absolut beliebig verwendet werden kann, so bedeutet dieser Ausdruck gar nichts.

An dieser Stelle möchte ich mich mit zwei anderen Problemen der normativistischen Auffassung auseinandersetzen. Das erste Problem ist hausgemacht und ergibt sich aus Wittgensteins extremem Kontextualismus. Einerseits knüpft Wittgenstein Bedeutung an Regeln und damit an *allgemeine* Maßstäbe des Gebrauchs. Regeln unterscheiden sich von Befehlen im Wesentlichen darin, dass sie wiederholt angewendet werden können, und zwar in einer prinzipiell unbegrenzten Zahl von Fällen. Andererseits behauptet Wittgenstein aber oftmals, Ausdrücke hätten nur innerhalb einer bestimmten Verwendungssituation Sinn. So folgt er z. B. Frege in der These, ein Wort habe nur im Satzzusammenhang Bedeutung, da wir nur durch die Äußerung von Sätzen vollständige sprachliche Handlungen vollziehen. Ebenso deutet er an, in ‚Ich habe Schmerzen‘ habe ‚Schmerzen‘ eine andere Bedeutung als in ‚Wenn ich Schmerzen habe, kommt der Arzt‘, weil seine Verwendung eine andere ist, nämlich eine expressive, nicht aber eine deskriptive.²⁴

Beide Schlussfolgerungen übersehen jedoch einen Punkt, auf den Strawson zum ersten Mal hingewiesen hat.²⁵ Wahrheit und Bezug sind Eigenschaften nicht von Zeichen-Typen, sondern von bedeutungsvollen Äußerungen bzw. von Teilen dieser Äußerungen. Dagegen ist Bedeutung eine Eigenschaft von Zeichen-Typen, und insbesondere von Wort-Typen. Was die Erklärung der Bedeutung erklärt, ist, wie ein Wort, in Kombination mit anderen Wörtern, dazu verwendet werden kann, Sätze mit verschiedenen Bedeutungen zu bilden, bzw. wie ein Satz in verschiedenen nicht-sprachlichen Kontexten dazu verwendet werden kann, verschiedene Dinge zu sagen. Dabei bleibt aber bei nicht zweideutigen Wörtern bzw. Sätzen die Bedeutung dieselbe.

22 Philosophische Untersuchungen, § 49; Philosophische Grammatik, 88; Logik, Sprache, Philosophie, 213–15; Ryle, Collected Papers, Vol. 2, London 1976, Kap. 12.

23 Necessity and Normativity, in: H. Sluga/D. Stern (Hg.), The Cambridge Companion to Wittgenstein, New York 1996.

24 Logik, Sprache, Philosophie, 209, vs. Philosophische Untersuchungen, §§ 49, 117; Letzte Schriften über die Philosophie der Psychologie, Vol. I, Frankfurt/M. 1984, § 899.

25 Logico-Linguistic Papers, Kap. 1.

Die bedeutungskonstitutiven Regeln beziehen sich allerdings auf verschiedene Kontexte; sie geben nämlich an, was mit dem Gebrauch eines bestimmten Ausdrucks in verschiedenen Kontexten gesagt werden kann (bei psychischen Ausdrücken gehört dazu auch, dass ihre Anwendung in Sätzen der ersten Person Singular Präsens nicht der Möglichkeit des Irrtums oder Zweifels unterliegt). Aber gerade deshalb können diese Regeln selber nicht von Kontext zu Kontext variieren.²⁶ Ebenso hängt die Bedeutung eines Wortes von seiner Rolle in Sätzen ab, davon, was durch Sätze, in denen es auftaucht, gesagt werden kann. Aber solange diese Rolle feststeht, hat das Wort Bedeutung auch dann, wenn es diese Rolle nicht tatsächlich erfüllt, weil es nicht Bestandteil eines Satzes ist. Deswegen wäre es absurd zu behaupten, eine Liste unregelmäßiger Verben sei eine Liste sinnloser Zeichen, außer wenn sie Teil eines Satzes ist. Wörter haben Bedeutung, auch wenn sie für sich genommen noch nichts sagen.

Das zweite Problem betrifft die dringliche Frage, wie die bedeutungskonstitutiven Regeln aussehen sollen. Gemäß der traditionellen Einteilung der Semiotik befassen sich syntaktische Regeln mit den Beziehungen zwischen den Zeichen, semantische mit der Beziehung zwischen Zeichen und Welt und pragmatische mit der kommunikativen Verwendung von Zeichen. Diese Einteilung ist jedoch mit einer gebrauchstheoretischen Position unvereinbar. Es ist z. B. nicht klar, dass man die syntaktischen Regeln der Wohlgeformtheit klar von den semantischen Regeln der Wortbedeutung und des Satzsinns unterscheiden kann. Wenn, wie Wittgenstein andeutet und Dummett behauptet, ein Satz die kleinste sprachliche Einheit ist, mit der man eine sprachliche Handlung vollziehen kann, einen „Zug im Sprachspiel“²⁷, dann ist trotz Chomsky ‚Farblose grüne Ideen schlafen wütend‘ kein wohlgeformter Satz. Denn mit dieser Zeichenkombination kann man im Deutschen nichts sagen. Außerdem unterstellt die traditionelle Einteilung, dass Semantik ausschließlich eine Sache des Bezugs zwischen Zeichen und Welt ist, im Widerspruch zu den Überlegungen aus Abschnitt I.

Damit ist nicht unbedingt gesagt, dass es nicht innerhalb einer bestimmten Betrachtungsweise angemessen sein kann, zwischen verschiedenen Arten von Sprachregeln zu unterscheiden, z. B. zwischen logischen Schlussregeln, ‚semantischen‘ Regeln der wörtlichen Bedeutung (von Wörtern und Sätzen) und ‚pragmatischen Regeln‘ für den Vollzug illokutionärer Akte. Aber aus einer Gebrauchstheorie ergeben sich doch die folgenden Restriktionen gegenüber einem solchen Vorgehen.

Erstens folgt daraus, dass bestimmte Regeln den Vollzug von Sprechakten betreffen, nicht, dass sie nicht *mit* zur wörtlichen Bedeutung bestimmter Ausdrücke beitragen. Dass ‚gut‘ in einfachen Sätzen zum Empfehlen gebraucht werden kann, stellt zwar keine vollständige Erklärung des Ausdrucks dar, ist aber für diese Bedeutung mit konstitutiv. Deswegen folgt aus diesem Umstand zweitens auch nicht, dass solche Regeln philosophisch belanglos sind. Wenn ‚Ich habe Schmerzen‘ in der Tat eine expressive anstatt deskriptive

26 Ähnliche Bedenken finden sich bei Ryle, *Collected Papers*, Kap. 31; B. Rundle, *Wittgenstein and Contemporary Philosophy of Language*, Oxford 1990, 74–7; und E. von Savigny, *Sprachspiele und Lebensformen*, in: Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen*, hg. v. E. von Savigny, Berlin 1998, 22 f.

27 *Philosophische Untersuchungen*, § 49; Frege, *Philosophy of Language*, London 1981, 3, 34.

Funktion hat, so ist dies von großer Wichtigkeit für die Philosophie des Geistes.²⁸ Drittens, ob eine Regel bedeutungskonstitutiv ist, hängt davon ab, ob ihre Verletzung mit sinnvoller Rede vereinbar ist. Viertens und letztens, bedeutungskonstitutive Regeln brauchen nicht metasprachlich formuliert zu werden, d. h. durch Sätze, in denen explizit davon die Rede ist, wie ein sprachlicher Ausdruck zu verwenden ist. Es geht nicht um die sprachliche Form, sondern um die normative Funktion.

Legt man diese Maßstäbe zu Grunde, dann umfassen die bedeutungskonstitutiven Regeln mehr als die von der Formalsemantik allein anerkannten Regeln interpretierter logischer Kalküle. Zu ihnen zählen dann nicht nur die in (4) verletzten kategorialen Regeln, sondern auch Bedeutungserklärungen in all ihren mannigfaltigen Formen, so z. B. Definitionen, ob in formaler („Junggeselle“ bedeutet „unverheirateter Mann“) oder materialer Sprechweise („Junggesellen sind unverheiratete Männer“); analytische Sätze („Alle Junggesellen sind unverheiratet“); Farbmuster und Umrechnungstabellen; hinweisende Erklärungen wie ‚Das ist rot‘; Erklärungen durch Beispiele („Eine Sprache ist z. B. Englisch“).

Dieser weite und funktionale Begriff einer bedeutungskonstitutiven Regel macht das normativistische Sprachbild erst plausibel.²⁹ Darauf haben vor allem Backer und Hacker hingewiesen, z. B. in: *Rules, Grammar and Necessity*, Oxford 1985, ch II. Denn im Gegensatz zu den kodifizierten metasprachlichen Regeln der Schulgrammatik oder Formalsemantik spielen Bedeutungserklärungen im Sprachverhalten eine prominente Rolle. Zu einem Teil ist diese Rolle sogar institutionalisiert, z. B. im Schulwesen und in Wörterbücher. Zu einem anderen Teil ist sie informell, z. B. im Erlernen der Sprache, in der Erklärung bestimmter Wörter, in der Berichtigung von Fehlern, in der Rechtfertigung bestimmter Gebrauchsweisen, und im Erwerb höherer sprachlicher Fähigkeiten.

Andererseits macht es diese weite Auffassung schwierig, bedeutungskonstitutive Regeln von anderen Regeln zu unterscheiden, die ebenfalls das soziale sprachliche Verhalten betreffen. Dies ist allerdings nicht weiter verwunderlich. Denn regelgeleitetes sprachliches Verhalten ist, wie Wittgenstein prägnant ausgedrückt hat, Teil einer Lebensform, d. h. mit regelgeleiteten sozialen Verhaltensweisen nicht-sprachlicher Art verwoben. An einer Stelle liebäugelt Wittgenstein mit der Idee, die Bedeutung eines Ausdrucks hänge ab von der „Rolle“, die es „im ganzen Leben eines Stammes“ spielt. Dies ist jedoch problematisch. Denn es gibt Fälle, in denen Ausdrücke unterschiedlicher Bedeutung dieselbe Rolle haben.²⁹ So haben z. B. in manchen Sprachgemeinschaften sexuelle Flüche genau die gleiche Rolle wie fäkale Flüche oder Gotteslästerungen in der deutschen. Die Amerikaner sagen genau in den Situationen ‚fuck!‘; in denen die Schwaben ‚Herrgotzack!‘ und die Norddeutschen ‚Scheiße!‘ sagen; dennoch sind diese Ausdrücke natürlich nicht bedeutungsgleich.

Es empfiehlt sich daher, das Zusammenspiel verschiedener sprachrelevanter Regeln näher zu untersuchen. Ansätze dazu finden sich bei Searle, vor allem aber bei Eike von Savigny.³⁰

28 Zu beiden Punkten siehe H. J. Glock, *Abusing Use*, in: *Dialectica*, 50, 1996; und: *Innen und Außen*, in: Wittgenstein über die Seele, hg. v. E. von Savigny und Oliver Scholz, Frankfurt/M. 1995.

29 *Das Blaue Buch*, Frankfurt/M. 1984, 149; ähnlich Alston, *Philosophy of Language*, Englewood Cliffs 1964, Kap. 2. Vgl. dagegen von Savigny, *Zum Begriff der Sprache*, § 80; und A. Kemmerling, *Bedeutung und Zweck der Sprache*, in: W. Vossenkuhl (Hg.), *Von Wittgenstein lernen*, Berlin 1992, 106.

30 *Zum Begriff der Sprache* vgl. insbesondere § 85.

Vereinfacht ausgedrückt, unterscheidet von Savigny zwischen

- semantischen Regeln der (wörtlichen) Satzbedeutung, wie z. B.
(S) ‚Gib mir bitte die Butter!‘ hat die Satzbedeutung, dass der Hörer dem Sprecher die Butter geben soll
- pragmatischen Regeln der Äußerungsbedeutung
(P) Wenn ein Sprecher einen Satz mit der Satzbedeutung, dass der Hörer dem Sprecher die Butter geben soll, äußert, und dieser in der Lage ist, dies zu tun, dann bittet der Sprecher den Hörer darum, ihm die Butter zu geben.
- Explikationen von illokutionären Rollen
(R) Wenn ein Sprecher einen Hörer darum bittet, etwas zu tun, dann verstärkt sich für den Hörer die Verpflichtung, das zu tun, worum er gebeten wurde.
- Hintergrundkonventionen
(H) Man soll, *mutatis mutandis*, das tun, worum man gebeten wird.

Alle diese Regeln sind Konventionen. Dabei sind (S) und (P) eindeutig bedeutungskonstitutiv – (P) z. B. für den Ausdruck ‚bitten‘. Beide sind auch an bestimmte Sprachen gebunden. Denn ob die Äußerung eines Satzes mit einer bestimmten Satzbedeutung eine bestimmte sprachliche Handlung darstellt, hängt von der betreffenden Sprachgemeinschaft ab. In manchen Dialekten des Englischen vollzieht man z. B. mit der Äußerung von ‚How do you do‘ eine Begrüßung, in anderen stellt man eine Frage. Dagegen beschreibt (R) eine Art von Sprechhandlung oder Sprachspiel, das in verschiedenen Sprachen auftauchen kann. Meines Erachtens könnte jedoch auch (R) bedeutungskonstitutiv sein, da nicht feststeht, ob ‚bitte‘ auch dort dieselbe Bedeutung hat, wo sich aus dem Bitten überhaupt keine Änderung der Verhaltenserwartungen an den Hörer ergäbe. Dagegen ist (H) eindeutig eine nichtsprachliche Konvention, die allerdings auf eine von sprachlichen Regeln geleitete Tätigkeit Bezug nimmt.

Mit diesem Instrumentarium kann man sich auch Wittgensteins oben erwähnter hypothetischer Sprache nähern. Man könnte dann z. B. argumentieren, dass die (S) entsprechende semantische Wortbedeutung der verschiedenen Ausdrücke dieselbe ist, dass sich aber auf der Ebene der Äußerungsbedeutung Unterschiede ergeben können, z. B. dann, wenn eine in der Montagssprache abgefasste Bitte um einen Hammer am Dienstag gar nicht erst als solche verstanden wird. Wird sie am Dienstag zwar verstanden, aber grundsätzlich nicht befolgt, handelt es sich eher um eine Frage der illokutionären Rolle. Man kann dann eben mit einem Montagssatz am Dienstag keine Bitte äußern. Wird sie sowohl verstanden als auch grundsätzlich befolgt, aber mit bösen Blicken bzw. Erstaunen quittiert, handelt es sich um eine Höflichkeitsregel bzw. eine bloße Regularität.

IV. Regeln und Praxis

Searle bringt die von ihm verteidigte normativistische Auffassung prägnant auf den Punkt: „speaking a language is to engage in a rule-guided form of behavior. To put it more briskly, talking is performing acts according to rules.“³¹ Die Idee, unser sprachliches Verhalten

31 Speech Acts, Cambridge 1969, 22, siehe auch 12; und G. P. Baker/P. M. S. Hacker, Rules, Grammar and Necessity, Oxford 1985, 154.

sei u. a. von bedeutungskonstitutiven Regeln bestimmt, ist jedoch mannigfaltigen Bedenken ausgesetzt, selbst dann, wenn man akzeptiert, dass sprachliche Bedeutung einen normativen Charakter hat.

Eines dieser Bedenken ist in der Literatur bereits ausführlich diskutiert worden. Sprecher konsultieren die ihnen von Sprachphilosophen und Linguisten unterstellten Regeln nicht beim Reden und Schreiben, und viele von diesen Regeln spielen auch beim Erlernen der Sprache keine Rolle. Also ist sprachliches Verhalten zwar regulär, es wird aber nicht von Regeln geleitet in dem Sinn, dass die Regeln den Grund für das reguläre Verhalten der Sprecher darstellen. Ich stimme mit der zu Grunde liegenden Unterscheidung zwischen regelgeleitetem und regulärem Verhalten überein – sie ist für eine normativistische Sprachkonzeption essenziell. Man muss sich aber weder beim Sprechen noch bei sonstigen Handlungen ständig der Regeln bewusst sein, denen man folgt. Allerdings muss man diese Regeln jedoch auf Nachfrage hin angeben, oder doch zumindest als solche erkennen können, wenn sie von anderen formuliert werden. Dieser Bedingung genügen viele von Linguisten und formalen Semantikern konstatierte Regeln nicht, ganz einfach deshalb weil der in ihnen verwendete logische Apparat so kompliziert ist, dass man ihn vielen kompetenten Sprechern nicht einmal beibringen könnte. Aber für die etwas hausbackeneren Regeln einer Gebrauchstheorie gilt dies hoffentlich nicht.³²

Ein weniger diskutiertes, aber ebenso wichtiges Problem ist, ob die von der normativistischen Konzeption diagnostizierten Regeln überhaupt Handlungen anleiten können. Dieses Bedenken macht sich an der Idee fest, dass Bedeutungsregeln konstitutive Regeln sind. Die Unterscheidung zwischen konstitutiven und regulativen Regeln geht auf Kant zurück. Mit Bezug auf die Sprache ist sie bei Wittgenstein angelegt, und findet sich in ausgeführter Form vor allem bei Searle. Regulative Regeln weisen an, wie bei einer Tätigkeit zu verfahren ist, die unabhängig von der Regel erklärt und beschrieben werden kann. Dagegen definieren konstitutive Regeln erst die von ihnen geregelte Tätigkeit. Man kann das, was bei Dinner Parties vorgeht, unabhängig von den Regeln der Etikette als Essen beschreiben. Dagegen kann man das, was beim Schachspielen vor sich geht, unabhängig von den Schachregeln zwar als Bewegung von Holzfiguren bezeichnen, nicht aber als Rochieren, Matt setzen oder allgemein als Schachspielen.

Sprachliches Verhalten kann in Analogie zum Schach gesehen werden. So, wie einzelne Figuren, Spielzüge und Spielsituationen durch die sie betreffenden Regeln konstituiert werden, so wird die Bedeutung einzelner Ausdrücke oder Typen von Sprechhandlungen durch sprachliche Regeln konstituiert. Und so, wie die Gesamtheit der Regeln das Schachspiel konstituiert, so ist die Gesamtheit aller bedeutungskonstitutiven Regeln für die entsprechende Sprache konstitutiv: Sie definieren die Sprache, indem sie festlegen, was in ihr mit welchen Ausdrücken unter welchen Umständen gesagt werden kann.³³

Nun schreiben typische konstitutive Regeln wie (P) keine Handlungen vor, sondern bestimmen nur, was unter welchen Umständen als Sprechakt einer bestimmten Art *zählt*, in diesem Fall z. B. als Bitte. Andere Beispiele: „Passanten gegenüber den Hut zu heben, gilt

32 Ausführlicher dazu H. J. Glock, Ein Wittgenstein Lexikon, Darmstadt 2000, „Kalkülmodell“.

33 Speech Acts, Kap. 2.5; Wittgenstein, Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik, Frankfurt/M. 1984, 89; Philosophische Grammatik, 50 f., 184 f.

als Begrüßung', ‚Im Englischen zählt das Äußern von „How do you do“ unter bestimmten Umständen als Begrüßung'. Grob gesprochen haben diese konstitutiven Regeln also die Form:

(K) X tun gilt/zählt im Kontext K als Y tun.

Damit unterscheiden sie sich aber von regulativen Regeln, die sich auf die Form

(R) Im Kontext K soll man X tun.

bringen lassen. Nun kann man zwar regulative Regeln in konstitutive Regeln umwandeln, z. B. so:

(K*) Im Kontext K nicht X zu tun, zählt als Fehlverhalten

aber nicht umgekehrt. Daraus ergibt sich folgender Einwand. Konstitutive Regeln sind nicht handlungsanleitend. Sie schreiben überhaupt keine Handlungen vor, und können daher auch weder verletzt noch durch Sanktionen implementiert werden.³⁴ Daraus wiederum könnte man folgern, dass konstitutive Regeln gar nicht wirklich normativ sind. Es handelt sich bei ihnen nicht um echte Regeln, sondern um einfache Aussagen über Bedeutungen, die faktischer, nicht normativer Natur sind.

Der Einwand macht auf wichtige Unterschiede zwischen konstitutiven Regeln und regulativen Regeln aufmerksam, sowie auf damit verbundene Unterschiede zwischen sprachlichen, sozialen und Spielregeln. Er stellt m.E. aber keine Widerlegung der normativistischen Position dar, weil er den Regelcharakter konstitutiver Regeln nicht infrage stellt. Regeln können nämlich eine ganze Reihe normativer Funktionen haben, ohne direkt bestimmte Handlungsweisen vorzuschreiben. Sie dienen nicht nur dazu, bestimmte Handlungsweisen zu definieren, sondern z. B. auch dazu, Handlungen zu rechtfertigen, zu kritisieren, oder sie zu erklären. All diese Dinge kann man jedoch durch Verweis auf konstitutive Regeln tun.

Konstitutive Regeln sind normativ in dem ganz einfachen Sinn, dass sie *normieren*, was z. B. als ‚Läufer‘ bzw. ‚Bitte‘ gilt, bzw. was als Schachspielen und als Deutsch. Die Angemessenheit des Regelbegriffs kann ebenfalls nicht infrage stehen. Denn paradigmatische Regeln wie die Regeln der FIDE, die Normen der Europäischen Union und die meisten Paragraphen des Zivilrechts haben diesen konstitutiven Status. Sie legen fest, unter welchen Umständen man rochieren kann, was als Schokolade gilt, oder wann ein Kaufvertrag rechtsgültig ist, ohne jedoch jemandem das Rochieren, die Produktion von Schokolade, oder den Abschluss von Kaufverträgen vorzuschreiben.

Aber, warum handelt es sich vom Sprachgebrauch einmal abgesehen, bei konstitutiven Regeln nicht einfach um Tatsachenfeststellungen? Weil diese konstitutiven Regeln nicht unabhängige Sachverhalte beschreiben, sondern eine Festsetzung, Bestimmung oder Konvention treffen. Dasselbe gilt auch von bedeutungskonstitutiven Regeln. Man muss nur die Regelformulierungen, z. B. ‚Diese Farbe heißt Rot‘, von dem unterscheiden, was von Wright „norm propositions“ genannt hat, nämlich Aussagen wie ‚Diese Farbe wird gewöhnlich „rot“ genannt‘, die angeben, dass innerhalb einer bestimmten Praxis gewisse Regeln gelten

34 Eindrücklich formuliert wird dieser Einwand von K. Glüer und P. Pagin, *Rules of Meaning and Practical Reasoning*, Synthese 118, 1999. Das Problem ist aber auch anderswo angedeutet, z. B. bei G. C. J. Midgley, *Linguistic Rules*, in: *Proceedings of the Aristotelian Society* 59, 1959; Searle, *Speech Acts*, 36, 41; R. Stainton, *Philosophical Perspectives on Language*, Peterborough 1996, 139–42.

bzw. beachtet werden. Im Gegensatz zu solchen Aussagen sind die konstitutiven Regeln Ausdruck von Konventionen. Sie sind dies nicht, weil sie tatsächlich das Resultat expliziter Entscheidungen sind, sondern weil stets im Prinzip die Möglichkeit besteht, sie durch andere Festlegungen oder Bestimmungen zu ersetzen.³⁵ Der normative Charakter konstitutiver Regeln verweist hier also auf den in Abschnitt I. erwähnten konventionellen Charakter. Dabei sind unter Konventionen hier nicht unbedingt intersubjektiv gültige Regeln zu verstehen sind, sondern solche, die prinzipiell menschlichen Entscheidungen unterworfen sind.

Dennoch, insofern konstitutive Regeln nichts vorschreiben und nicht verletzt werden können, scheinen sie auch keine echte normative Funktion zu haben. Sie schreiben z. B. nicht wirklich einfach vor, „wie ein Wort gebraucht werden *soll*“.³⁶ Aber auch dieses Bedenken ist m. E. übertrieben. Denn man kann natürlich die Regeln des Schachspiels verletzen, z. B. indem man versucht, sich einem Schach durch Rochade zu entziehen. Das ist kein zulässiger Zug im Schachspiel, und wer eine Partie Schach spielen will, und nicht einfach nette Figuren übers Brett schieben, darf einen solchen Zug weder machen noch zulassen. Konstitutive Regeln können einen daran hindern, etwas zu tun, wie das Beispiel des Zivilrechts oder der EU-Normen nur allzu deutlich macht.

Aus konstitutiven Regeln, sprachlichen inklusive, können sich auch hypothetische Imperative ergeben:

(HI) Wer im Kontext K Y tun will, muss dies dadurch, dass er X tut.

Nun ist bei sprachlichen wie nichtsprachlichen Handlungen X tun oft nur eine von mehreren Möglichkeiten, im Kontext K Y zu tun. Aber dessen ungeachtet, können konstitutive Regeln in praktischen Schlüssen auftauchen, an deren Ende die Absicht bzw. der Entschluss stehen, im Kontext K X zu tun. Zum Beispiel:

(PS) Ich möchte im Kontext K die sprachliche Handlung Y vollziehen

Äußerung Ä machen zählt als sprachliche Handlung Y im Kontext K

Also werde ich Äußerung Ä machen.

Im Gegensatz zum theoretischen Schließen ist die Konklusion hier nur eine hinreichende, keine notwendige Bedingung für die Prämissen. Aber dieser Umstand zeichnet das praktische Schließen als solches aus (,Y soll geschehen; wenn ich X tue, dann Y, also werde ich X tun‘). Er liefert daher keinen Einwand gegen die These, dass konstitutive Regeln unser Handeln anleiten können.

Ein zusätzlicher normativer Aspekt kommt durch die oben erwähnte Einbettung konstitutiver Regeln in andere soziale Verhaltenserwartungen zu Stande. Der Vollzug oder Nichtvollzug der Handlung X in Kontext K unterliegt nämlich oft sozial oder gar rechtlich sanktionierten Normen. Wer es in bestimmten Situationen unterlässt, die Chefin auf die eine oder andere Weise zu grüßen, der bekommt Probleme. Aber diese Art von Erwartungen ist kein direktes Thema für die Sprachphilosophie. Ihr geht es nicht darum, was von Leuten in bestimmten Situationen verlangt wird, sondern darum, wie sie durch bestimmte Äußerungen gewisse sprachliche Handlungen vollziehen können. Zu diesem Zweck genügt es, dass bedeutungskonstitutive Regeln zusammen mit anderen Absichten oder

35 von Wright, *Norm and Action*, London 1963, viii; ähnlich: *Logik, Sprache, Philosophie*, 203–7.

36 *Logik, Sprache, Philosophie*, 204.

Vorschriften zu bestimmten Absichten oder Vorschriften führen. Militärische Vorgesetzte grüßt man dadurch, dass man die rechte Hand zum Kopf führt. Da es eine Dienstvorschrift ist, Vorgesetzte zu grüßen, ergibt sich daraus die Vorschrift, bei Anblick eines Vorgesetzten die rechte Hand zum Kopf zu führen. Thema der Sprachphilosophie ist nicht die Dienstvorschrift als solche, sondern das Ineinandergreifen konstitutiver Sprachregeln und nichtsprachlicher Vorschriften und Erwartungen.

V. Schlussbemerkung

In diesen Überlegungen sind einige entscheidende Fragen nicht behandelt worden.

Erstens habe ich nicht geklärt, wie man normatives und nicht normatives Verhalten in der Situation der Urübersetzung voneinander unterscheiden kann. Es ging mir hier nur um eine Analyse des Zusammenhangs von Bedeutung und Regel, nicht um dessen durchaus notwendige Operationalisierung.

Zweitens habe ich offen gelassen, welchen Grad an Intersubjektivität sprachliche Regeln bzw. Gebrauchsweisen haben müssen. Die Meinungen darüber gehen stark auseinander. Kripke meint, dass diese Regeln nur in einer Gemeinschaft befolgt werden können; Wittgenstein meint, dass diese Regeln kommunizierbar sein, aber nicht unbedingt tatsächlich geteilt werden müssen; Davidson meint, dass Sprecher miteinander kommunizieren können, auch wenn sie Worte auf ganz unterschiedliche Weise gebrauchen.

Drittens habe ich mich ausschließlich auf die konventionelle Zeichenbedeutung und Äußerungsbedeutung beschränkt und nichts dazu gesagt, wie diese sich zur Sprecherbedeutung verhalten, dem, was ein Sprecher mit einer Äußerung meint bzw. sagen will. Das heißt, ich habe das Verhältnis von Konvention und Intention nicht angesprochen. Dies ist eine ernsthafte Lücke. Gerade weil sprachliches Verhalten regelgeleitet ist, muss es, im Gegensatz zu bloß regelmäßigem Verhalten, auch intentional sein.

Viertens habe ich offen gelassen, wie konventionelle Wortbedeutung, Satzsinne und Äußerungsbedeutung genau zusammenhängen, und ob natürliche Sprachen streng kompositional sind, d. h. ob das, was in einer bestimmten Situation von einem Sprecher gesagt wird, stets eine klar angebbare Funktion der Komponenten und Strukturen des geäußerten Satzes ist.

Schließlich habe ich nicht erklärt, wie Verhalten, das sprachlichen Normen unterliegt, aus nicht normativen Verhaltensformen entstehen kann. Das ist eigentlich eine Aufgabe der empirischen Wissenschaften, eine normativistische Sprachkonzeption muss mit einer solchen Erklärung aber kompatibel sein.

An all diesen Stellen kann die normativistische Sprachkonzeption also scheitern. Aber wenn meine Überlegungen in die richtige Richtung gehen, ist sie mit diesen Herausforderungen immer noch besser bedient als naturalistische Sprachkonzeptionen mit den normativistischen Einwänden.³⁷

Dr. Hans-Johann Glock, Department of Philosophy, University of Reading, Reading RG6 6AA, Großbritannien

³⁷ Für Diskussionen und Kommentare danke ich Kathrin Glüer, Christian Nimtz und Eike von Savigny. Verpflichtet bin ich auch der Alexander von Humboldt Stiftung für ein Forschungsstipendium, und der Abteilung Philosophie der Universität Bielefeld für ihre Gastfreundschaft.